

... Jean-François Dufour, Chefarzt Hepatologie am Berner Inselspital

«Eine neue Ära hat begonnen»

Daniel Lüthi

Freier Journalist und Fotograf, Medientrainer, Bern

Sein Büro liegt im dritten Stock. Das Bauchzentrum, wo er Patienten behandelt, im Parterre. Dass er vom einen zum anderen Arbeitsort die Treppe benutzt und nicht den Lift, ist für ihn selbstverständlich. Er empfindet es als Geschenk, dass er auf diese Weise in seinem Alltag zu ein wenig Bewegung kommt. Eine der hauptsächlichen Krankheitsursachen von vielen seiner Patienten ist chronischer Bewegungsmangel.

Lifestyle

Jean-François Dufour selber scheint fit zu sein. Ein Workaholic sei er schon, sagt er mit einem Lächeln, «das ist bei einem Arzt in meiner Position wohl nicht zu vermeiden». Immerhin ist er Chefarzt, Klinik-

direktor und der einzige vollamtliche Professor für Hepatologie in der Schweiz. Er ist weder übergewichtig noch ausgemergelt, und er wirkt ruhig und zufrieden. Er arbeite gern, sagt er. Und er versuche, bewusst und bescheiden zu leben, mit genügend Bewegung auch. «Zwei-, dreimal pro Woche gehe ich joggen. Um vier Uhr dreissig in der Früh. Allein im Wald, in der Natur – wunderbar.»

Dufour stammt aus Genf. Vielleicht habe ihn dort auch der Calvinismus geprägt, sagt er, ohne den Ausdruck «Askese» zu verwenden. «Sorge tragen zu den Ressourcen war bei uns zu Hause ein Thema.» Gemeint sind natürlich unter anderen die eigenen Ressourcen, Dufours Vater war auch Arzt. Gastroenterologe, wie jetzt auch einer seiner Söhne.



Dem Gegenteil einer respektvollen Haltung dem eigenen Körper gegenüber begegnet Jean-François Dufour in seiner beruflichen Tätigkeit jeden Tag. Obschon er deutlich hör- und spürbar frankophil ist, braucht für dieses prägende Element seiner Arbeit einen englischen Ausdruck: «Lifestyle».

Der moderne Mensch in unseren Breitengraden sitzt immer mehr, bewegt sich also immer weniger, gleichzeitig ernährt er sich immer ungesünder, wird immer übergewichtiger. Als Folge davon nehmen die Stoffwechselkrankheiten zu, was die Leber besonders eindrücklich widerspiegelt. Mit anderen Worten: Dieses Organ ist auch ein Gradmesser für gesellschaftliche (Fehl-)Entwicklungen.

NASH

Medizinisch gesehen hat das Unheil, das einen Zeitgeist verkörpert, vier Buchstaben: NASH. Sie stehen für «Non-Alcoholic Steato-Hepatitis», also die nicht-alkoholische Fettleberhepatitis. Eine der Spätfolgen davon ist der Leberkrebs, ein Spezialgebiet von Professor Dufour. «Leberkarzinome haben sich in den vergangenen 15 Jahren verdoppelt», sagt er. «Dabei haben sich die genetischen Dispositionen dafür nicht verändert. Und Alkohol spielt eine kleinere Rolle als gemeinhin angenommen, nur bei rund 20 Prozent der Leberkrankheiten, die ich sehe, ist er ein Hauptgrund.»

Eines der besten Mittel gegen NASH wäre wohl eine effektive Prävention. «Ja klar», sagt der Hepatologie-Professor, «bloss eben: Das funktioniert leider kaum. Es ist sehr schwierig, seinen Lifestyle zu ändern.»

Lohnen würde es sich. Dazu hat die Forschungsgruppe von Jean-François Dufour soeben Resultate publiziert. Er illustriert sie auf seinem Laptop: Zu sehen sind in einem Film fünf Mäuse, die nebeneinander auf kleinen Laufbändern rennen. «Das sind Mäuse mit einem Gendefekt, der zu Leberkrebs führen kann. Wenn sie eine Stunde pro Tag rennen, reduzieren sie das Risiko, daran zu erkranken, um 30 Prozent.» Immerhin, tönt mit.

Hepatitis C: ein Durchbruch

Während NASH also zunimmt, haben andere Ursachen für Leberzirrhosen und Leberkarzinome markant abgenommen. «Gegen Hepatitis B haben wir eine Impfung seit 1984, dazu wirksame Medikamente. Hepatitis C ist erst seit 1989 bekannt. Und der Durchbruch in der Behandlung ist erst gerade erfolgt: Seit diesem Jahr haben wir hervorragende Medikamente ohne nennenswerte Nebenwirkungen.»

Jean-François Dufour

Prof. Dr. med. Jean-François Dufour wurde 1960 in Genf geboren, wo er auch die Schulen besuchte. Nach der Matura studierte er in Genf gleichzeitig Mathematik und Medizin. Mathematik schloss er 1984 ab, Medizin 1986. Am Universitätsspital Genf bildete er sich 1986 bis 1989 in Innerer Medizin weiter, 1989 bis 1991 arbeitete er am Institut für Klinische Pharmakologie des Universitätsspitals Bern (Insel). 1991 bis 1997 arbeitete er in der Forschung und als Gastroenterologe in Boston. Dann kam er zurück ans Berner Inselspital, dort ist er seit 2011 Chefarzt Hepatologie und aktuell geschäftsführender Direktor der Klinik für Viszerale Chirurgie und Medizin. Auch seit 2011 ist er Professor für Hepatologie – der einzige vollamtliche in der Schweiz. Jean-François Dufour ist verheiratet und Vater zweier erwachsener Söhne. Er lebt mit seiner Familie in Bremgarten bei Bern.



Acht bis zwölf Wochen lang nimmt der Patient jeden Tag eine Tablette, «die Ansprechrate ist höher als 90 Prozent, 40 Prozent höher als vorher. Nach einer langen Zeit mit Interferon und Ribavirin und erheblichen Nebenwirkungen ist das ein markanter Fortschritt. Eine neue Ära hat begonnen.»

Seit Februar sind diese Super-Medikamente kassenpflichtig. Bloss, und das ist auch eine Art unerwünschte Nebenwirkung: Sie kosten relativ viel, nämlich 686 Franken pro Pille oder rund 70 000 Franken pro Patient. Das sei billiger als die frühere Therapie mit pegyliertem Interferon und Ribavirin, sagt Dufour, und trotzdem hat das Bundesamt für

«An diesem Organ kann man die ganze Innere Medizin erleben.»

Gesundheit die möglichen Bezüger limitiert – auf Patientinnen und Patienten, deren Leber ein gewisses Krankheitsstadium erreicht hat. Massgebend ist ein Wert, der via Fibroscan bestimmt wird. «Wir ermitteln, wie derb, also wie krank eine Leber ist. Ein Wert, der über 9,5 liegt, entspricht einer signifikanten Fibrose. Bloss: Dieser Wert ist völlig arbiträr.»

Professor Dufour hat für beides Verständnis, für den Preis und die behördliche Einschränkung. «Da steckt viel Forschung, viel Einsatz und viel Risiko dahinter. Verständlich deshalb, dass die Pharmafirmen jetzt Geld verdienen wollen, um in die Entwicklung von neuen Medikamenten zu investieren.» Und bezogen auf die limitierte Kassenzulassung: «Es gibt Menschen, die mit einer Hepatitis C leben können, also eigentlich keine Therapie benötigen, zumindest nicht sofort.»

Auch ihnen kann er jedoch Hoffnung machen: «Ich glaube, dass sich die Situation selber regeln wird. Andere, ähnliche Medikamente werden auf den Markt kommen – nicht nur für den Genotyp 1, der die Hälfte der Hepatitis-C-Patienten betrifft. Und der Preis wird in den kommenden Monaten und Jahren sinken. Es gibt jetzt schon Studien, die zeigen, dass die gleichen Medikamente – beispielsweise für die 3. Welt – tausendmal billiger produziert werden können.» Vorderhand bescheren die neuen Medikamente den Spezialisten mehr Arbeit. «Die Bürokratie hat zugehört, weil wir die Krankenkasse jedes Mal fragen müssen, ob wir das Medikament anwenden dürfen oder nicht.» Was für die geschätzten 70 000 Leute in der Schweiz mit einer Hepatitis C zählt, und damit auch für Jean-François Dufour und sein Team, ist das: «Endlich haben wir ein Medikament, mit dem wir Patientinnen und Patienten heilen können.»

Eine kleine Familie

Bemerkenswert, wie Dufour immer wieder das «wir» betont. «Wir Hepatologen», sagt er und nennt seine fünf Kollegen in der Schweiz namentlich. «Die Hepatologie ist eine verhältnismässig junge unabhängige akademische Spezialität», erklärt er, «früher war sie ein Teil der Gastroenterologie. Die Schweizer Szene ist wie eine kleine Familie; jeder von uns hat seine Spezialität, aber wir versuchen auch, gemeinsam vorwärtszukommen.» Eine solche gemeinsame Basis haben nicht alle medizinischen Spezialitäten, vielerorts herrscht Konkurrenzdenken, Dufour bestätigt das.

Qualitative Fortschritte sind ihm ebenso wichtig wie Zahlen vor und hinter dem Komma. Diese Dualität hat sich bei ihm bereits in der Jugend manifestiert,

nämlich nach seiner Matura in Genf. Dort nahm er gleichzeitig nämlich zwei Studien in Angriff: Mathematik und Medizin. «Die Mathematik ist zwar auch ein elegantes und kreatives Fach», kommentiert er heute, «es gibt dort immer einen brillanten Weg zu einer Lösung. Aber sie hätte mich in meinen Möglichkeiten relativ früh begrenzt. Ich hätte Lehrer werden können oder Forscher, aber dafür war ich zu wenig begabt.» Auch sei Mathematik damals noch zu sehr «ex cathedra» vermittelt worden, «alles auf einer schwarzen Wandtafel oder auf Papier. Zudem fehlte

«Die Schweizer Szene ist wie eine kleine Familie.»

mir die Statistik, die ich für die Medizin hätte brauchen können.»

Dass er in der Medizin weitermachen würde, war also bald einmal klar. Und dass sein besonderes Interesse der Leber galt, ebenso. «An diesem Organ kann man die ganze Innere Medizin erleben», schwärmt Dufour. Und ganze gesellschaftliche Entwicklungen, wie gesagt.

Aber wie war das möglich, zwei Studien auf einmal? «Nur dank guten Kollegen, die mir ihre Notizen aus den Mathematik-Vorlesungen zur Verfügung stellten.»

Sich selber zu loben oder wichtig zu machen, gehört nicht zur calvinistischen Art.

Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im April schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Roland Duppenhaler, Schauspiel-Patient.